

Siegfried STEINMANN

RECHTS ODER LINKS? WO LIEGT DER SINN DES ATTRIBUTS?
Einige (nicht ganz) ernst gemeinte Bemerkungen zu einem hermeneutischen
Grammatikunterricht DaF

Das Attribut in der deutschen Sprache: Fürwahr ein weites Feld. Deshalb will ich diesem Versuch - denn mehr kann es nicht sein - ein Motto von Gert Ueding voranstellen, auf das ich durch das vor einigen Jahren erschienene Buch von Willy Sanders: "Sprachkritikastereien", aufmerksam wurde: "Der wissenschaftliche Ernst, der keinen Spaß verträgt, ist oft die akademische Gestalt geistiger Dürre".

Spaß machen soll der Fremdsprachenunterricht also, eine Forderung, die übrigens auch die vor einiger Zeit vom Beirat Deutsch als Fremdsprache des Goethe-Instituts vorgestellten 25 Thesen zur Sprach- und Kulturvermittlung beinhalten, die ich ansonsten für sehr oberflächlich halte. Natürlich kann man sich streiten, in welchen Bereich der Sprachlehre der Spaß gehört; viele werden sagen: bestimmt nicht in den Bereich der Grammatik, vielleicht eher in den der Landeskunde. Dem könnte ich so nicht zustimmen, da ich ein selbst so hermetisch geschlossenes System wie das der Grammatik nicht völlig getrennt von landeskundlichen Aspekten zu sehen vermag, zumal in einem Fremdsprachenunterricht, der Sprach- und damit Handlungskompetenz im Land der Zielsprache, vor Ort also, vermitteln soll.

Im Unterricht Deutsch als Fremdsprache mit Lernenden aus verschiedenen Ländern sind Attribute des und der Deutschen deshalb immer ein wichtiges und ein dankbares Thema. Die Studenten müssen sich ja täglich mit ihnen auseinandersetzen. Was attribuiert man den Deutschen nicht alles: angepaßt, bieder, engstirnig, herrschsüchtig sind sie, aber auch charakterfest, effektiv, fleißig, ordentlich und prinzipientreu. Desgleichen werden innerhalb einer Kultur, so auch der deutschen, sozialen Gruppen bestimmte Eigenschaften zugeschrieben. Geschlechtsspezifische Wesens- und Verhaltensmerkmale werden besonders gerne einander gegenübergestellt, nicht umsonst wird mit Ausdrücken hantiert wie "weibliche Attribute" - eine weites Feld, unter dem man/Mann sich viel vorstellen kann, das aber immer einen ganz bestimmten

Konnotationsbereich abdeckt. "Männliche Attribute" sind nicht weniger vielfältig, aber auch hier fallen einem sofort bestimmte Eigenschaften ein, wie zum Beispiel: stark, durchsetzungsfähig, unsensibel, untreu - sowie viele andere Un-Arten. Vieles, was man den Männern attribuiert, scheint nur mit Blick auf die Frauen und im Kontrast zu deren Eigenschaften möglich, deshalb wohl die häufig auftretende Vorsilbe "Un-".

Nehmen wir das Substantiv "Mann" - oder besser den Plural, damit ist die ganze Klasse dann unmißverständlich gemeint - nehmen wir also das Nomen "Männer" zum Beispiel, um zu zeigen, wie man sprachlich etwas eingrenzen, bedeuten, um- und beschreiben kann. Dazu eignet sich hervorragend ein Lied von Herbert Grönemeyer, das reihenweise bekannte - und weniger bekannte - Eigenschaften oder Eigenarten der Männer vorstellt.

MÄNNER

Männer nehmen in den Arm
 Männer geben Geborgenheit
 Männer weinen heimlich
 Männer brauchen viel Zärtlichkeit

Männer sind so verletzlich
 Männer sind auf dieser Welt einfach unersetzlich

Männer kaufen Frauen
 Männer stehen ständig unter Strom
 Männer baggern wie blöde
 Männer lügen am Telefon

Männer sind allzeit bereit
 Männer bestechen durch ihr Geld und ihre Lässigkeit

Männer haben's schwer, nehmen's leicht
 außen hart und innen ganz weich
 werden als Kind schon auf Mann geeicht
 Wann ist man ein Mann

Männer haben Muskeln
 Männer sind furchtbar stark
 Männer können alles
 Männer kriegen 'n Herzinfarkt

Männer sind einsame Streiter
müssen durch jede Wand, müssen immer weiter

Männer führen Kriege
Männer sind schon als Baby blau
Männer rauchen Pfeife
Männer sind furchtbar schlau
Männer bauen Raketen
Männer machen alles ganz genau
Männer kriegen keine Kinder
Männer kriegen dünnes Haar
Männer sind auch Menschen
Männer sind etwas sonderbar

Männer sind so verletzlich
Männer sind auf dieser Welt einfach unersetzlich

Die Struktur dieses Liedtextes ist eine denkbar einfache. Es gibt nur ein Bezugswort, um das alle Eigenschaften gruppiert sind. Die ständige Wiederholung des Bezugsobjekts "Männer" - immer an den Anfang einer neuen Liedzeile gesetzt, und immer ohne Artikel und ohne direkte Attribuierung - hämmert uns die Botschaft geradezu ein: jeder Schlag ein Treffer, der allen Männern zgedacht ist. Grönemeyer weiß, warum er die prädikative Form benutzt. Er will nicht auswählen, in Gruppen einteilen und damit differenzieren, er steckt die Männer alle in einen Sack, zumindest an der sprachlich-strukturellen Oberfläche seines Textes. Daß zwischen den Zeilen dann doch eine Differenzierung, ja eine stark ironische Distanz zu vielen der so absolut klingenden Feststellungen über die Männer zu bemerken sind, steht auf einem anderen Blatt.

Würde er Attribute im grammatischen Sinne benutzen, nähme der Liedtext eine ganz andere Richtung. Sehen wir uns die ersten beiden Zeilen genauer an: Männer nehmen also in den Arm - aber was, oder wen? Gestehen wir dem Liedtexter zu, daß er literarische Ambitionen verwirklicht hat, so verzeihen wir ihm, daß er vergessen hat zu erwähnen, was wir alle automatisch ergänzen können: das Wort "Frauen". Es ergibt sich von selbst, und wir haben obendrein ein schönes Beispiel einer Ellipse.

Zu den Männern auch auf der morphologischen Ebene der deutschen Sprache anhaftenden Eigenschaften wird dieses In-den-Arm-Nehmen aber erst dann, wenn wir von *in den Arm nehmenden* Männern sprechen, oder, um sowohl

das Typische als auch das Spezifische zu unterstreichen, den Artikel hinzufügend von den *in den Arm nehmenden* Männern. Diese Männer, das heißt die Männer in diesem Liedtext, sind eben so - und um das unmißverständlich klarzumachen, wird ihre Eigenschaft fest umrahmt - fast möchte man sagen: in den nominalen Rahmen eingeklemmt. Den bestimmten Artikel auf der einen, das Nomen auf der anderen Seite lassen dem Attribut keinen Ausweg mehr.

Wenn Männer in der prädikativen Form und ganz unflektiert *in den Arm nehmend* sind, so sind - die literarische Offenheit des Textes läßt diesen Schluß zu - Frauen automatisch *in den Arm zu nehmende* Wesen. Das Gerundivum bedeutet uns also, daß Frauen durchaus in den Arm genommen werden *können*, ja vielleicht sogar in den Arm genommen werden *müssen*. Daraus wiederum folgt, daß Frauen Geborgenheit brauchen, und damit die *Geborgenheit gebenden* Männer. Anders ausgedrückt: Männer, *die (Frauen) in den Arm nehmen*, sind zugleich Männer, *die (Frauen) Geborgenheit geben*. Ob Links- oder Rechtsattribut, ob eingeklemmtes attributives Partizip I oder den Männern als Anhängsel mitgegebener Relativsatz, sie können sich von den beiden Eigenschaften des In-den-Arm-Nehmens und des Geborgenheitgebens nicht befreien.

Fassen wir zusammen: die ganz adjektivisch flektiert *in den Arm nehmenden* und *Geborgenheit gebenden* Männer sind also Männer, *die* selbst im Relativsatz *in den Arm nehmen* und *Geborgenheit geben*, ihnen eignet darüberhinaus die infinitivische Fähigkeit, *in den Arm zu nehmen* und *Geborgenheit zu geben*, sie besitzen dazu das genitivische Attribut *des In-den-Arm-Nehmens* und *Geborgenheitgebens*, und sie können dies alles nur verwirklichen mit *in den Arm zu nehmenden* Frauen, mit Frauen, *die in den Arm zu nehmen sind*, die man also in den Arm nehmen *kann*, beziehungsweise die man einfach in den Arm nehmen *muß*.

Der Eindruck des Übertriebenen, Forcierten an diesen Sätzen kommt daher, daß wir alle ein großes Kontextwissen über Männer (und Frauen) haben. Da gibt es eigentlich nicht viel zu betonen. Zu betonen ist ja normalerweise nur das Neue, Besondere, Abgrenzende. Diese Sätze sind also verfremdet, das heißt sie werden uns kaum in der alltäglichen Sprache begegnen. Sie befremden uns, indem sie uns für dumm verkaufen. Machen wir aber das Spiel mit, und stellen wir uns dümmer als wir sind, dann bekommen die Sätze, dann bekommen Intonation und Akzentsetzung wieder Sinn, indem sie uns eine Spezies näher

beschreiben, die wir nicht oder nicht genau kennen bzw. nicht zu kennen vorgeben. Männer werden uns als eine Untergruppe von Wesen vorgestellt, die sich durch besondere Merkmale von anderen Wesen abgrenzen. Um das noch deutlicher herauszustellen, werden sie einer anderen Spezies aus derselben Obergruppe, den Frauen, kontrastiv gegenübergestellt. Der letzte Satz wird so zu einem die vorhergehenden Sätze komprimierenden, konzentrierten, kontrastiv beschreibenden Definition von zwei unbekanntem Wesen, einer Definition, die zugleich die gegenseitige Abhängigkeit herausstellt. In den Sprachen der Technik und der Behörden gibt es ähnliche Abhängigkeiten: was wäre eine *inzudrehende* Schraube ohne das dazugehörige *Gewinde*, was ein *nicht zu befahrender* Seitenstreifen ohne die ihn doch ständig befahrenden *Autos*?

Die übrigen Zeilen des Liedes wären auf ähnliche Weise in attributive Formen zu gießen. *Frauenkaufende Männer, die am Telefon lügen, appositional ständig unter Strom stehend*, sind nicht blöde, sondern *baggern wie blöde*. Nicht Blödheit eignet ihnen also, sondern der präpositionale Zwang *zum Baggern*. Dieser Zwang wiederum fördert die Tendenz *zum Herzinfarkt*, allerdings nur deshalb, weil die Männer außen zwar hart, innen aber prädikativ und deshalb nicht-attributiv *ganz weich sind*. Das genitivische Bild *der Männer* - oder besser, wiederum präpositional ausgedrückt: das Bild *von den Männern*, also das Bild, das man, beziehungsweise "frau", sich von den Männern macht - ist demnach ein Widersprüchliches: sie sind hart und weich, habn's schwer, nehmen's aber leicht. Diese *allzeit bereiten* Wesen, *durch ihr Geld und ihre Lässigkeit bestechend, muskelbepackt und furchtbar stark*, sind Alleskönner, von keiner Wand aufzuhalten. Dabei sind die *kriegführenden* Männer meistens nicht diejenigen, *die Raketen bauen*, sicher aber gibt es einige unter ihnen, *die heimlich weinen*. *Durch die Wand gehende* Männer sind nicht oft zu finden unter denen, *die Pfeife rauchen*. Und so weiter.

Nun bieten ja die verschiedenen attributiven Formen nicht nur Möglichkeiten zum Spielen. Diese eine Möglichkeit habe ich bisher weidlich ausgenutzt. Wenn ich sage: "Männer rauchen Pfeife", dann konstatiere ich damit scheinbar genauso eine Tatsache wie mit dem Satz: "Männer kriegen keine Kinder". Wenn die außersprachlichen Kontexte nicht wären, die uns wissen lassen, daß Satz eins eine Behauptung ist, die zu relativieren wäre, im Sinne etwa von: einige / manche / viele / wenige Männer rauchen Pfeife, aber eben nicht *alle*; während Satz zwei einer unwiderlegbaren Tatsache Ausdruck

verleiht, die biologisch begründet ist, trotz aller Fortschritte der Forschung auf dem Gebiet der Embryo-Verpflanzung. Damit wird Satz eins - "Männer rauchen Pfeife" - als Klischee entlarvt, für das es - wie bei allen Klischees - natürlich einen realen Hintergrund gibt.

Sage ich aber: "Pfeiferauchende Männer...", oder auch: "Die pfeiferauchenden Männer..." - und beide Satzanfänge sind beliebig zu ergänzen - , dann beziehe ich mich eindeutig auf eine bestimmte Gruppe dieser Spezies. Ein Satz wie der folgende ist dann zwar grammatisch korrekt, aber semantisch völlig unsinnig: "Pfeiferauchende Männer kriegen keine Kinder". Das attributive Partizip I hat also eine eindeutig *ein-* beziehungsweise *ausgrenzende* - man sagt auch: restriktive - semantische Funktion. Ähnliches können wir bei einem Relativsatz als Attribut feststellen: "Männer, *die dünnes Haar kriegen*, haben weniger Chancen bei Frauen". Ich weiß nicht, ob das stimmt, nehme aber an, daß viele Männer es glauben (und einige Frauen es ganz bestimmt wissen). Wie dem auch sei, es gibt auf jeden Fall die Meinung, *daß dünnes oder schütteres Haar unvorteilhaft ist*. Diese Meinung ist nur eine unter vielen, auch der attributive daß-Satz, den ich gerade benutzt habe, besorgt hier die Eingrenzung der Vielzahl der Meinungen auf eine bestimmte.

Eine wichtige Funktion des Attributs ist also die der Eingrenzung, der Spezifizierung. Grönemeyer zieht deshalb wohl die prädikativen Formen vor, weil er mit seinem Männerbild provozieren, Anstöße zum Nachdenken geben will. Er verallgemeinert. Eben nicht *alle* Männer sind furchtbar schlau - im Gegenteil. Und nicht *alle* rauchen Pfeife. Man kann sich vorstellen, daß eine Frau sagt: "Ich mag *furchtbar schlaue* Männer, aber ich kann keine *pfeiferauchenden* Männer ausstehen". Sie unterscheidet also, teilt ein in Gruppen, wählt aus. Was sie macht, wenn sie einmal einen furchtbar schlauen *und* pfeiferauchenden Mann trifft, weiß ich nicht - das ist dann ihr Problem.

Ein unbedeutendes Problem übrigens. Solche rein persönlichen Ausgrenzungen nach Neigung interessieren die Allgemeinheit kaum, und deshalb können wir die eben konstatierte Funktion der Spezifizierung, die den Attributen zueigen ist, in diesem individuellen Fall eher vernachlässigen.

Ganz anders aber ergeht es uns im Umgang mit einer Sprache in Bereichen, wo sie ein- und ausgrenzen muß, um Dinge exakt voneinander abzugrenzen. Das ist immer dort notwendig, wo es um präzise Definitionen geht - also zum Beispiel in den Wissenschaften, die ihre Arbeitsfelder immer wieder

neu abstecken müssen, oder im Bereich der Rechtsprechung, der Verwaltung - eben überall dort, wo es etwas eindeutig zu regeln gilt. Und damit die ohnehin schon viel zu dicken behördlichen, juristischen, wissenschaftlichen Wälzer nicht immer noch umfangreicher werden, bevorzugt man in diesen Bereichen die Anwendung der Attribute, die am wenigsten Platz beanspruchen. Und das sind meistens die Formen, die links vom Bezugswort stehen, die deshalb so genannten Linksattribute, oder nachgestellte Rechtsattribute, die nicht Nebensätze sind.

Ein Beispiel aus einem Fachwörterbuch für geodätische Instrumente und Geräte mag das Gesagte verdeutlichen. Die Definition eines *Gefällschraubentachymeters* lautet dort folgendermaßen:

Ein Reduktionstachymeter mit einer als Gefällschraube wirkenden Tangentenschraube zur Neigungsänderung der Ziellinie. Aus den Ablesungen an der Tangentenschraube vor und nach der Neigungsänderung und dem dabei vom Horizontalfaden des Fernrohrs auf der vertikalen Tachymeterlatte zurückgelegten Weg (Lattenabschnitt) läßt sich mit Hilfe einer einfachen Proportion die horizontale Entfernung zwischen Tachymeterstandpunkt und Lattenstandpunkt ermitteln.

Das meiste bleibt dem Laien beim ersten Lesen unklar, er weiß indessen, daß es um eine besondere Schraube geht. Sie steht im Mittelpunkt der Definition. Man kann es dem Laien einfacher machen, indem man diese Sprachkonzentration etwas verdünnt. Das Ergebnis könnte dann so aussehen:

1. *Ein Gefällschraubentachymeter ist ein Reduktionstachymeter.*
2. *Ein Reduktionstachymeter hat eine Tangentenschraube.*
3. *Die Tangentenschraube ändert die Neigung der Zielinie.*
4. *Die Änderung kann an der Tangentenschraube abgelesen werden.*
5. *Während der Änderung bewegt sich das Fernrohr.*
6. *Das Fernrohr hat einen Horizontalfaden.*
7. *Der Horizontalfaden legt einen Weg auf der vertikalen Tachymeterlatte zurück.*
8. *Den Weg nennt man Lattenabschnitt.*
9. *Den Lattenabschnitt kann man mit dem Fernrohr ablesen.*
10. *Man vergleicht die beiden Meßdaten.*

11. Der Vergleich ergibt die Entfernung zwischen Tachymeterstandpunkt und Lattenstandpunkt.

12. Die Entfernung ist horizontal.

Ich habe meine Zweifel, ob diese zwölf Sätze alles besser verstehbar machen. Dazu ist das notwendige Kontextwissen immer noch zu groß. Man müßte also noch weiter ausholen, das Umfeld beschreiben, mit anderen Worten: auf Romanlänge zielen. Trotzdem ist der Umfang der Definition mit den zwölf Sätzen, die eher einer mißverständlichen Gebrauchsanleitung gleichen, mit der wir alle hin und wieder zu kämpfen haben, deutlich angewachsen.

Nebensätze würden hier wegen der notwendigen prädikativen Darstellung nicht nur ebenfalls mehr Platz erfordern, der Möglichkeit der Aneinanderreihung von Nebensätzen wären aus stilistischen und kommunikativen Gründen sehr schnell Grenzen gesetzt. Nehmen wir den zweiten Satz aus dem Originaltext zum Beispiel, indem wir ihn umformen:

Die horizontale Entfernung, die zwischen Tachymeterstandpunkt und Lattenstandpunkt besteht, läßt sich ermitteln, indem man die Werte an der Tangentenschraube abliest, bevor sich die Neigung der Zielinie verändert und nachdem sie sich verändert hat, und indem man den Weg abliest, den der Horizontalfaden, mit dem das Fernrohr ausgestattet ist, auf der vertikalen Tachometerlatte zurücklegt, und der einen Abschnitt auf dieser Latte beschreibt, und indem man die beiden Meßdaten miteinander vergleicht.

Ich überlasse dem Leser die Entscheidung, was besser klingt - der Originalsatz oder die hier von einem Laien formulierte, bedeutend mehr Platz erfordernde Nebensatzakkumulation, in der die Bezüge an Eindeutigkeit verlieren.

Die Funktion der Attribute, *kennzeichnende Zusätze* zu liefern, um einen Ausdruck von Peter von Polenz zu gebrauchen, hat also hier seine Berechtigung, dort nicht. Die beiden Textbeispiele mögen das deutlich gemacht haben. Was die Männer angeht, um auf den unsinnigen Gebrauch von Attributen zurückzukommen, so haben Studenten von mir in der Einübung von Links- und Rechtsattributen auf der Basis des Grönemeyer-Textes doch ganz verblüffende,

sinnvolle Umformulierungen gefunden, von denen ich zum Abschluß noch einige vorstellen will:

"Daß Männer keine Kinder kriegen, ist leider eine Tatsache." (eine Studentin)

"Kriegführende Männer sind nicht die Männer, die furchtbar schlau sind."

"Männer, die durch jede Wand müssen, sind Männer, die furchtbar stark, aber unheimlich dumm sind."

"Frauenkaufende Männer sind die Männer, die auf dieser Welt ersetzlich sind."